



Vor 800 Jahren:

1134 — 1934

Albrecht der Bär als erster Markgraf in Brandenburg

In der Siegesallee

Am Eingang der Siegesallee in Berlin steht das Denkmal Albrechts des Bären. Mächtig ragt die kraftvoll männliche Gestalt des Markgrafen, hoch hebt er den rechten Arm mit dem Kreuz fest in der Faust, und während die Linke sich auf das Schwert stützt, gerät der Fuß das gößenhafte Haupt des Heidentums. Darunter stehen die Jahreszahlen 1100—1170, die die Lebenszeit des Helden umfassen. So steht, wie die Wägen des Bildhauers Walter Schott ihn sah — dieser erste Markgraf von Brandenburg am Anfang der großen Reihe der brandenburgisch-preussischen Herrscher als der Begründer des großen Werks, das die Mark in das Deutschum und Christentum einschleuderte.

Im Jahre 1934 sind es 800 Jahre, das Albrecht in die Mark kam.

Der Bär kommt in die Mark

Es war im Jahre des Herrn 1134. Im Reiche herrschte der alte Sachsenkaiser Lothar, eng verbunden mit dem Wesen Heinrich dem Stolzen, und der Graf Albrecht von Ballenstedt aus dem Hause Askanien hatte ihm mancherlei Kriegsdienste erwiesen, ihn auf der Romfahrt begleitet, sich Anspruch auf seine Danzaberei erworben. Verloßt hat er ihm endlich auf einem Fürstentag zu Halberstadt 1134 die Nordmark zu Lehen.

Die Nordmark, das war damals nicht viel mehr als ein geographischer Begriff, ein schmaler Streifen Landes zwischen der Elbe und Havel. Unübersehbar streckten sich die Moore und Sümpfe, aus denen Nebel emporstiegen und sich in den Kronen finstlicher Bäume versingen, wenige Siedlungen nur ließen erkennen, daß Menschen in dieser Wästenwelt wohnten, einige Städte, wie Tangermünde an der Elbe, Stendal mitten in der Mark, Salzwedel und wenige andere, hatten keine Bedeutung. Brandenburg und Havelberg gehörten nicht dazu.

So sah der Rest der deutschen Grenzmark aus, die einst Karl der Große von den streitbaren Wenden erobert und die der Sage Otto der Große angekauft und mit dem Schwerte dem Kreuze geschenkt hatte. Damals waren die Heere des Kaisers bis an die Thür vorgedrungen, hatten die Wästermark Brandenburg und Havelberg angekauft und ein Bollwerk gegen den Osten errichtet, ein Menschenalter später war alles dies wieder in Sumpf und Nebel versunken, und der Begriff einer Nordmark fehlte ein stümmeriges Dasein in den großen Wäldern, in die die deutschen Kaiser verstrickt waren.

Als Albrecht in das Land kam, sah er nicht nur die Armut der kaiserlichen Weisungen,

sondern auch, daß er sich das Land erst mit Wassengewalt sichern mußte. Aber er war eine männliche Natur, ein kriegerischer Soldat, ein Herr, der zu herrschen verstand. Bald ging er über die Elbe, fuhr mit blankem Schwert über die Wenden und eroberte die Prignitz. Er ward stark und mächtig im Lande, und man konnte bald von einer Nordmark reden.

Kampf zwischen Bär und Löwe

Daß stark Lothar, und unter dem ersten Staufer Konrad III. begann die Zeit der großen Kämpfe zwischen Laufen und Wesen, in denen Albrecht von Ballenstedt eine große Rolle spielen sollte. Konrad schickte den stolzen Wesen Heinrich und gab sein Land Sachsen dem Albrecht zu Lehen, der doch selbst der Sohn der blonden Sachsenprinzessin Elide war. Aber wiederum mußte Albrecht sich das Land erst erobern. Er verließ die Mark und fiel in Sachsen ein, schien auch zuerst siegreich, bis die vereinte westliche Macht Heinrichs des Löwen den Krieg in seine eigenen Erblande trug, seine Burgen und festen Plätze zerstörte, die Burg seiner Ahnen, Askanien, in Trümmer legte und über die Vernichtung wogte, in der seine Mutter Hof hielt. Es war ein gewaltiges Ringen zwischen Bär und Löwe, in dem dieser oblag. Albrecht mußte Frieden mit dem Wesen machen und auf einem Reichstag zu Frankfurt leierlich auf den sächsischen Herzogtitel verzichten. Dafür erhielt er seine Erblande und die Nordmark zurück.

Dies Unglück Albrechts war ein Glück für die Mark, denn sie wurde aus der drohenden Verbindung mit Sachsen gelöst und konnte sich frei entwickeln. Der Kaiser gab ihr die Reichsunmittelbarkeit. Das war 1142.

Markgraf von Brandenburg

In Brandenburg, der alten Bischofsstadt Ottos des Großen, sah der Wendenfürst Pribislav, der auf den Denkmälern in der Siegesallee als eine fürchterende Erscheinung mit wildem Haarhuf, lang wackelndem Bart und mit einem Schaffelle bekleidet dargestellt ist, merkwürdigerweise in der Gruppe um Albrechts Nachfolger, mit dem er nicht das Geringste zu tun hat, er gehört vielmehr zum Bären wie Brandenburg zur Mark. Dieser Pribislav war mit seinem mutigen Weibe Petruska zum Christentum übergetreten und hatte sich Albrecht zum Freunde erworben, er sollte auch sein Erbe werden. Als er starb, hielt Petruska die Leiche in der Kammer verborgen und sandte zum Bären, im Sturm- und Sturm zu erscheinen und das Schemel zu legen, die beidseitigen Widerlager zu vollziehen. Am anderen Tag schon fand Albrecht in Brandenburg, schlug die erschreckten Wendenigen Geier

mit scharfem Schwert nieder und nahm die Stadt in Besitz. Zeit nannte er sich Markgraf von Brandenburg. Das war 1150.

Nach einmal mußte er um diese Stadt kämpfen. Der Riese des Wendenfürsten, der Heveller Jaso, der in der festen Burg Cöpenid an der Spree saß, stand wider ihn auf und drang in Brandenburg ein. Mit mächtigen Tatenheften kam jedoch der Bär, der gerade in Fommern einen Kreuzzug gegen die Heiden unternahm und den Bischof Otto von Bamberg, der auf dem Denkmal in der Siegesallee mit ihm vereint ist, unterstützte, über den Anführer, eroberte Brandenburg zurück und gab dem Wenden an der Havel, wo heute Spandau steht, den vernichtenden Schlag. Die Sage ist bekannt, wie der Geflagene sich dem Christentum gebeugt haben soll. Er jagte an der Havel entlang, den Bären im Rücken. Wenn er eine Furt finden würde, wollte er dem Gott des Siegers dienen. Er führte sich mit dem Woge und der schweren Rüstung in den breiten Strom, erlarm ein Landborn am anderen Ufer und hängte an jener Stelle seinen Schild als Zeichen der Befehung auf. Die Städte heißt heute Eulthorn, und eine Säule erinnert an das Ende des letzten Wenden, der in die Mark einbrach.

Wert des Friedens

Das Schwert hatte der Bär zu gebrauchen verstanden, jetzt zeigte er, daß er auch das Wert des Friedens verstand. Er baute Brandenburg und Havelberg aus, der Dom in Havelberg ist sein Werk, auch, wie die Mär berichtet, hat er auch Barmen angelegt. Dort fand von grauen Zeiten her ein Wirtshaus im Walde, wo der Markgraf einst einen Trunk tat, der ihm so gut mündete, daß er beschloß, an der Stelle eine Stadt zu bauen, indem er die Einwohner dreier Nachbardsörfer dort ansiedelte. Albrecht colonisierte das Land, Bauern aus den Niederlanden, vor allem Flamen, die genötigt waren, Sümpfe zu bändigen, mußten das Land gewinnen, ihm den Kern deutschen Bauernlandes geben. Sie waren vermutlich auch bei der Anlage von Kölln auf der Spreeinsel und Berlin am Vorhau der Spree beteiligt. Die Anfänge dieser beiden Siedlungen liegen jedoch im Dunkel, denn 1244 wird der Name Berlin zuerst erwähnt, und mit dem Wappenstein des Bären hat der Name nichts zu tun, denn der Bär wurde erst später als Wapen der neuen Siedlung gewählt.

Der Bär stirbt

Der Bär war alt geworden. 1168 verließ er die Mark, um auf der wästerlichen Burg Ballenstedt den Tod zu erwarten. Er traf den Siebzahnjährigen jedoch, nach verübten Verdrüben, in Stendal. Daß er allerdings im Zorn zu Brandenburg begelagt wurde, ist eine Sage, er seiner Bär. Albrecht war ein echter deutscher Mann, ein mutiger und treuer Soldat dreier Kaiser, aber für die nationale Gefühlsge ist er mehr: der erste Markgraf von Brandenburg. 150 Jahre nach seinem Tode war die Mark schon völlig deutsch und überliefert, was ein Staatsgeschaffen, aus dem der erste ein neues Deutschland hervorgehen sollte. Dr. G. Hügemann.

Das Bauernhaus in der märkischen Landschaft

Wer unsere märchen Lande mit offenen
Sinnen durchstreift, freut sich an dem An-
blick schöner alter Bauernhöfe, die durch ihre
praktische Anlage, ihre einfache, zweckmäßige
Baueweise und durch kunstreiche Zimmer-
arbeiten den Besucher fesseln. Solche Bau-
ernhäuser atmen eben den Ergeruch der
heimathlichen Gegend, sind nicht nach lan-
gewilligen Schemen und Baugesetzen entstan-
den, sondern vielmehr „gewachsen“, fügen
sie sich in die Umgebung und Landschaft,
find mit einem Wort bodenständig.

Seiber ist aber feilschaftlich. daß auch bei der Landbesiedelung dieser schöne Sinn für eine einfache, fröhliche Bauweise immer mehr verschwinden wird, daß die diese alten Liebes-
denkmale, die Bau- der Häuser wie in der Eintracht und in der Liebe der Väter und Großväter gab und dafür geringwertigen Feuerung nachstrebte. Eine Verflachung der Bauformen ist die Folge. Man möchte meinen, es sollte sich das erhalten, was sich ein Volk in langer Selbstentwicklung auch in baulicher Hinsicht an Eigenart geschaffen hat. Und doch ist das Gegenteil der Fall. Die neuen Bau-
gemeinden, in dem die Spüren und die ge-
stalten aller Zeiten zu finden sind. Und doch ist es anders. Nicht nur Neubauten be-
wegen sich in unverständlichen, übermodernen und heimatwidrigen Formen. Auch die
Bauarbeiten an architektonisch guten heimat-
lichen Häusern sind heute nicht mehr die
Alte immer mehr zurück. Kunst- und
zimmerte wie bemalte Häuser, jahrbüchle-
n der Feuerzert entgangen, fallen der
Verfälschung anheim, indem die schadhaf-
ten Teile nicht ausgetauscht und ergänzt,
sondern nur noch weggelassen und überdün-
nelt werden. Damit wird der Sinn für das
unseres eigenartigen Heimat- und Erbes
und wenn dieses „Zufammenrücken“ der alten
Häuser in diesem Sinne weiter getrieben wird,
kann die Zeit nicht fern liegen, wo diese
den einer höfentlichsten Baukultur ver-
schwinden. Und dann wird die Heimat in
Abbildungen weiterleben eine schwere Auf-
gabe gegen die vergangene gleichnamige
Zeit erheben.

Die Klostergasse des Bauernhauses ist überall hierfür einestheils die Urfrage. Der Grund dafür ist auch nicht etwa in einer vollständigen Umgestaltung der Lebensbedürfnisse, Sitten und Gebräuche zu suchen. Schließlich spielt die Fabrikarbeit im Bauwesen ebenfalls nicht die Rolle wie auf dem Gebiete der handwerksmäßigen Kunst. Es treten da vielmehr Momente in den Vordergrund, die hier nicht getreift werden können. Man hört vom Bedürfnis nach Bewegung, nach der Freiheit städtischen Hausbaues räumen und mit Geringfügigkeit die überlebens, atmende Bauart der Landbauweise als richtig darstellen.

Der Umstand, daß wir im Zeitalter des Verkehrs stehen, blickt auf die ländliche Bauweise nicht ohne Einfluß. Noch vor 50 Jahren brachten es die mangelnden Verkehrsverhältnisse mit sich, daß nicht nur die dauernden Bedürfnisse, sondern auch die vorübergehenden Meister selbst Fährten mit anderen Gegenden bezielten. Die natürliche Folge war, daß fremde Einbrände entweder gar nicht oder doch nur oberflächlich aufgenommen wurden und gegenüber der von Jugend an gewohnten, häufiger gedachten Ueberlieferung sich kaum aufzuheben vermochten. Der Bauer oftmals im Jahre in die Stadt kommt und wo es dem Baumeister Bedürfnis ist, sich anderwärts neue Einbrände zu sammeln, schließen sich naturgemäß die überkommenen Baugewerbe mehr und mehr ab und machen einem anderen Fort- und Geschäftswand zuzunehmen. Die Meister ziehen sich zurück und den anderen empfangenden Einbränden andererseits Platz. Nur so ist die beflaggnete Tatsache zu erklären, daß die gesunde

Tradition eines hochentwickelten ländlichen Bauhandwerks allmählich verlassen wurde und an Stelle der früheren schönen, das Herz erfreuenden Bauart jene nüchterne Schablone trat, die den Freund der Heimat mit tiefer Betrübnis erfüllen muß.

So ist es heute selten ein Ort anzutreffen, der nicht durch einen geschmacklosen Bau beenträchtigt wird. Mitten im harmonischen Ortsbild führen merkwürdige, fremde Stilwidrigkeiten, die der Einseitigkeit und Nüchternheit Mörbheit tun. Es ist mit der Zeit auch der Bauernehm geworden, ein Haus mit einer sogenannten „Fassade“ versehen. Ein Teil der öffentlichen Meinung des Ortes beneidet sogar den Besitzer ob seines modernen Gebäudes, und doch nimmt sich dieses neben den schlichten Nachbarhäusern älteren, heimatischen Stils meist so abförm an wie eine Bauernbirn mit Federhut und Glacehandschuhen im Kreise der in schmucke ländliche Kleider gekleideten Jünger des Dorfes. Solche Häuser, in denen Raumung und Unkosten ein Ortsbild um das andere. Niemand wird es einfallen, Bauernhäuser in den Städten nachzuahmen; sinnwidrig ist deshalb auch die Verlegung großstädtiger Baumuster in die ländliche Idylle.

Unter heimischer Bauart will nicht die
Wäuer verstanden sein, die unbefahrmt
von neuerzeitlichen Bedürfnisse nur auf
den Baue nicht, sondern auf die Kon-
struktion von Baue aus früherer Zeit hin-
sich durchaus nicht gelangt, das Schaffen des
ländlichen Sandwerkes müsse sich in veralteten
Formen bewegen. Alles Geordnete ist be-
halten, was sich nicht ändern muß, und
halb soll auch hier im gegebenen Rahmen
dem Neuzeitlichen und Praktischen unbedingt
Rechnung getragen werden, und moderne
Lehrtut mit erprobte Neuerungen sollen ge-
braucht werden. Die Entscheidung finden, was müssen
sich in die spezifisch heimischen Bauformen
eingliedern lassen. Unter heimischer Bau-
weise versteht man deshalb jene Bauweise,
die unter Befriedigung neuerzeitlicher Bedürfnisse
den überkommenen Bauformen, den Bedürf-
nissen und Gebräuchen der Bewohner, der klimati-
schen Lage und dem heimatischen Baumaterial
angepaßt ist. Sie darf sich nicht gewaltam
von der alten Bauweise trennen, sie soll sich
vielmehr an der alten Bauweise orientieren
für den betreffenden Baue. Die heimischen
und zweckmäßig heraus- und durchge-
arbeitet, muß dem Baue, den sozialen und wirt-
schaftlichen Verhältnissen, den gesundheitlichen
Bedürfnissen und dem Baue, der Bauweisen
entsprechen und in jeder Hinsicht funktionell
geprägt tragen.

[illegible]

tisch und schön. Füllungen mit stern- oder strahlenförmigem Muster, wie sie gute alte Bauten heute noch vielfach zeigen, sind vorzuziehen.

Ferner ist auf eine hübsche, entsprechende
 Einfriedung Bedacht zu nehmen und bei Be-
 pflanzung des Gartens mit Bäumen und
 Sträuchern zu berücksichtigen, daß Haus und
 Garten harmonieren. Eisenblecheinfriedungen
 oder Drahtnetzgeflechte wirken fälschlich. Zweig-
 eisen und schön lin. Holzgitter mit ge-
 weichen Füllern und dahinter gestutztem,
 niedrigem Gehäuf. Von kurzen, gestutzten,
 unterbrochenen Gartenmauern erhellen den
 Einbruch des Anwesens, kommen aber wegen
 ihrer höheren Herstellungskosten seltener in
 Frage.

[illegible]

Märkliches Gold

Märktisches Gold? — Damit kann doch eigentlich nur der goldgelbe Sand der weiten „Streuandbüchse des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“ gemeint sein, denken Sie, aber dem ist nicht so! Es soll hier nämlich tatsächlich vom märktischen Gold gesprochen werden.

Wenn nämlich Tacitus, der berühmte römische Geschichtschreiber, berichtet, daß unsere germanischen Vorfahren das Gold erst durch die Römer kennengelernt hätten, so ist das keinesfalls richtig. Ebenso wenig seine weitere Bemerkung, daß die Germanen mit dem in ihre Hände gelangten Gold nicht viel anzufangen wußten.

Beide Behauptungen werden durch die verschiedenen Goldfunde, die im Laufe der Zeit in Deutschland, und zwar besonders in der Mark Brandenburg, gemacht wurden, widerlegt.

Es ist nämlich viel zu wenig bekannt, daß der bedeutendste Goldschatz des nördlichen Europa dem fargen Diluvialsanboden der Mark Brandenburg entstammt. Er hat ein Gewicht von 2½ Kilo. und seine Einzelteile sind aus gediegenem 80prozentigem Feingold unzufallig gearbeitet, wobei sich je nach der Beschaffenheit der Goldstücke die verschiedensten Figuren ausgebildet haben. Die meisten der flachen Stücke sind in Berlin übergeben worden. Er wurde am 18. Mai 1913 bei Gerswalde gefunden und ist ohne Zweifel rein germanisches Erzeugnis und keine fremde Einfuhrware.

Andere germanische Goldarbeiten, die bei den Funden von Langendorf in Vorpommern, Krottorf, Kreis Fischersleben, Labegaard, Kreis Haldensleben, und Boeslunde auf Seeland zutage kamen, weisen nämlich eine auffallende Ähnlichkeit mit den Schalen, Ringen und Armbändern des Eberswalder Schates auf.

Nichts zeugt dabei von der sogenannten
Halbkultur, die Tacitus und andere römische
Schriftsteller unseren Vorfahren anbiehen
wollten. Im Gegenteil, die Gegenstände, die
hier und da gefunden wurden, nehmen es
mit jedem ähnlichen Erzeugnis der hoch-
kultivierten Völker des Altertums auf. Bes-
sere Ziselierarbeit als auf den acht Gold-
schalen des Eberswalder Goldschäfers ist an-
derswärts auch kaum geleistet worden.

Das gleiche kann von den Goldgegenständen des sogenannten Bettersfelder Fundes,

